

H. Rübcl:

Raffenkräfte in der hellenischen Geschichte

I. Herkunft und Urbeimat der alten Griechen.

Im Anfang jeder geschichtlichen Betrachtung steht die Frage: Wann und wo beginnt die Geschichte der Menschheit?

Über das Alter des Menschen vermögen wir wenig Sicheres zu sagen. Gewiß ist nur, daß nach vielen Milliarden von Jahren, in denen der Erdball die gewaltigsten Erschütterungen und Entwicklungsphasen durchgemacht hatte, der Mensch als letztes aller Lebewesen auftrat und von nun an — das mag vor einigen hunderttausend Jahren gewesen sein — formend und gestaltend das Antlitz der Welt prägte.

Nicht viel besser steht es um unser Wissen, wenn wir die Frage nach der Wiege der Menschheit stellen. Im Mittelalter und noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein schien freilich gerade dieses Problem längst gelöst zu sein. Da man gewohnt war, alle Fragen vom Blickpunkt christlicher Dogmen und biblischer Erkenntnis aus zu beurteilen und zu beantworten, hatte man sich mit der Erklärung des Alten Testaments vollauf zufriedengegeben und glaubte darum, das Paradies als Ort der Menschheitsentstehung ansehen zu müssen. Das Paradies konnte aber nach dem Zeugnis der Bibel nur im Vorderen Orient gewesen sein; am wahrscheinstlichsten schien kirchlich und weltlich Wissenschaft der Garten Eden identisch zu sein mit dem Zweifromland zwischen Euphrat und Tigris.

Obwohl sich die Wissenschaft seit der Aufklärung mehr und mehr von der Bebergsung durch die Theologie freimachte, hat sie die Anschauung von der östlichen Herkunft der Menschheit übernommen. Das Wort „ex oriente lux“ — aus dem Osten kommt das Licht — wurde geprägt und in übertragener Bedeutung auf die Geschichte angewandt; es sollte besagen, daß nicht nur die Sonne im Osten aufgehe,

sondern daß der Orient auch die Geburtsstätte der Menschheit, der Kultur und allen Fortschrittes überhaupt sei. Wie hypnotisiert starre die Wissenschaft nach Osten und betrachtete jeden neuen Fund einer untergegangenen Kultur als weiteren Beweis für ihre schon Dogma gewordene Behauptung: ex oriente lux. Über der Beschäftigung mit dem Orient aber vergaß man, auch den mitteleuropäischen Raum nach Zeugnissen seines frühgeschichtlichen Lebens zu durchforschen. Wozu auch? Wenn der Orient schon Ursprung und Ausgangspunkt der menschlichen Entwicklung ist, dann konnte in Mitteleuropa bestenfalls ein Abklatsch dessen entdeckt werden, was im Orient so herrliche Blüten trieb. Diesen Abklatsch zu erforschen, lohnte sich aber nicht.

Durch die Forschungen von Penka, Kossinna, Schuchardt, Kecke, Günther und vielen anderen wissen wir heute, daß die Urbeimat wenigstens der Nordvölker an den südlichen Gefilden der Ostsee, also auf deutschem Boden zu suchen ist. Seit dem Ausgang der mittleren Steinzeit, etwa vor 8—10000 Jahren, entstand durch den Zusammenschluß und das Zusammenwachsen mehrerer Grossippen das Urvolk der Indogermanen. Da alle großen Sippen und Stämme Kinder des gleichen Raumes waren, unter gleichen Bedingungen lebten, die gleiche Sprache gebrauchten und vor allem gleichen Blutes waren — die bestimmenden Blutelemente waren die Nordische und Fällische Rasse — konnten sie, ohne ihre eigene Art und Lebensweise aufgeben zu müssen, leicht ineinander aufgehen und unter Betonung ihrer gemeinsamen Wesenszüge sich zu einem Volk entwickeln.

Es war kein gesegnetes Land, in dem die Nordisch-Fällischen Indogermanen ihre Volkwerdung erlebten und zur entscheidenden politischen Macht der alten Geschichte heranreiften. Riesige Urwälder bedeckten das Land, gewaltige Sümpfe begleiteten Flüsse und Ströme. Nur selten fand der Urwald so licht, daß mit den einfachen Werkzeugen der Steinzeit und der frühen Bronzezeit die Rodung mit Erfolg gewagt werden konnte; noch seltener ließen Wald und Sumpf und Moor Landflächen frei, deren Urbarmachung ohne allzu großen Aufwand an Kraft und Material möglich schien. Urbares Land aber brauchten die Indogermanen; denn nicht heimatlose Nomaden waren sie, auch nicht schweifende Jäger oder Fallsteller, sondern ein festhaftes Bauernvolk, das sicher und breitbeinig auf seiner Scholle stand und in zähem Kampf mit der rauen Natur dem Boden seine kargen Früchte abrang.

Anmerkung der Schriftleitung.

Wir beginnen mit diesem Beitrag eine Aufzählung von Dr. H. Rübcl, die sich die Aufgabe stellt, entscheidende Epochen der Menschheitsgeschichte und politische und geistige Wendepunkte im germanischen Schicksalsablauf einer rassistischen Deutung zu unterziehen.

Verfasser und Schriftleitung sind sich bewußt, daß eine solche Art rassistischer Geschichtsbetrachtung in vielen Zügen vom überlieferten Geschichtsbilde abweicht und zuweilen zu hypothetischen Schlusfolgerungen gelangt, deren innere Wahrheit mehr durch die historische Entwicklung nach dem behandelten Zeitabschnitt als durch quellenmäßige zu belegende Einzelheiten während der dargestellten Epoche bewiesen wird.

Im übrigen ist der Verfasser bereit, allen sachlichen Einwürfen gegenüber Stellung zu nehmen.

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Die Unwirtlichkeit des nordischen Klimas, die Gefahren und Schrecknisse einer urchümlichen Landschaft, der harte Kampf ums tägliche Brot ließen ein Geschlecht groß werden, das hart und schweigsam, fleißig und pflichtbewußt um sein Dasein rang, ein Volk, das nicht Zeit und Muße fand, seine Stimmungen und Träume und Sehnsüchte in kunstvollen Denkmälern aus Stein oder in wortreichen Dichtungen niederzulegen. Die Menschen jener Zeit mußten kämpfen, mußten täglich von neuem mit der Natur um ihr nacktes Leben kämpfen. Weil dieses Volk aber gesund war, kerngesund an Leib und Seele, weil dieses Volk natürlich lebte und dachte, verfiel es nicht auf das Allheilmittel unserer Zeit, auf die Geburtenbeschränkung, um sich durch Kleinhaltung der Familie ein bequemes Leben zu erkaffen. Im Gegenteil, so zahlreich war die Nachkommenschaft der urindogermanischen Bauern, daß bald der Raum zu eng wurde, das ganze Volk auf heimatlicher Scholle zu ernähren. Trotz Rodung und Urbarmachung kam zwangsläufig einmal die Zeit, wo die Heimat nicht mehr genug siedlungsfähigen Boden besaß, um die nachdrängende Jugend aufzunehmen. Übervölkerung und bittere Not waren dann die unausbleiblichen Folgen.

Unsere Urahren wußten sich jedoch zu helfen. Sie steuerten dieser Notlage aber nicht durch Anpassung ihrer Volkszahl an den immer enger werdenden Raum, sondern sie paßten den Raum ihrem rasch wachsenden Volke an: unter Führung erfahrener Männer brach die Jugend des Volkes auf, um in der ferne Neuland zu suchen, das ihnen und den Geschlechtern nach ihnen eine sichere Zukunft gewähren sollte. In gewaltigen Bauernzügen zogen sie mit Frauen und Kindern, mit Hab und Gut quer durch Europa und ließen sich nieder, wo Natur und Boden die Voraussetzungen für ihr gewohntes Bauernleben boten. Immer neue Scharen brachen aus dem rauhen Norden auf und erfüllten unseren Erdteil mit indogermanischer Kultur und Gesittung.

Bei den damaligen Verkehrsverhältnissen befand zwischen der Urheimat und den neuen Siedlungsgebieten kaum eine Verbindung. In jahrhundertelanger Trennung vom Muttervolk und unter dem Einfluß einer fremdartigen Umwelt, oft auch durch Vermischung mit den Ureinwohnern der neuen Wahlheimat veränderten sich in einem langsamen Entwicklungsvorgange die Sprache, die Kultur und schließlich auch die rassische Zusammenfassung der Auswanderer, bis schließlich am Ende dieser Entwicklung ein neues Volk entstand. Noch um 6000 v. d. Ziv. stellten die Indogermanen eine völlige Einheit dar. Bereits einige Jahrtausende später war aus dem einen Volk eine Vielzahl von Völkern geworden, deren wesensmäßige Verschiedenheit mit zunehmender räumlicher und zeitlicher Entfernung vom Ausgangspunkt immer stärker wurde.

Eines dieser Völker, das sich vor Jahrtausenden vom Muttervolk trennte und nach langem Bauernzug auf fremder Erde und unter ungewohnten Bedingungen ein eigenes Volkstum entwickelte, sind die Griechen oder Sellenen. Tiefes Dunkel liegt über Richtung und Ziel ihrer ersten Wanderungen. Nur langsam und zögernd treten sie in das Licht der Geschichte, um plötzlich in großartigem Aufschwung

einer mehrhundertjährigen Epoche kraftvoll ihren Stempel aufzudrücken.

II. Griechenlands Aufstieg.

Seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends v. d. Ziv. strömen in mehreren, zeitlich oft weit auseinanderliegenden Wellen Nordische Bauernkrieger von der mittleren Donau her in die meerespülte und durch unzählige Gebirgsketten in viele natürliche Landschaften aufgegliederte griechische Halbinsel ein. In schweren Kämpfen brechen sie den Widerstand der einheimischen Urbewölkerung. Es ist der erste Zusammenprall der Nordischen Indogermanen mit rasse- und kulturfernden Völkern auf europäischem Boden. Die Urbewölkerung Griechenlands nämlich, das Volk der Pelasger, ist keineswegs ein Glied der großen indogermanischen Völkerverfamilie; die Pelasger sind überhaupt kein einheitlich geprägtes Volk, sondern das Ergebnis der Rassenkreuzung von vorderasiatischen und semitischen Einwanderern mit der westlichen Grundbevölkerung Griechenlands.

Es ist kein Zufall, daß gerade der griechische Boden Sammelbecken aller Rassen, Religionen, Kulturen und Wirtschaftsformen des östlichen Mittelmeeres ist. Griechenland liegt am Schnittpunkt dreier Erdteile und bildet die natürliche Brücke zwischen ihnen. Jedes Küstenvolk des adriatischen, des ionischen oder des ägäischen Meeres, jedes Küstenvolk der europäischen oder asiatischen oder afrikanischen Gestade des östlichen Mittelmeeres mußte, wenn es machtpolitisch seinen Raum erweitern wollte, oder wenn es Stützpunkte für seinen Welthandel suchte, versuchen, in den Besitz der griechischen Halbinsel und der ihr vorgelagerten unendlich vielen Inseln zu gelangen. Der südlichste Ausläufer Europas wurde so frühzeitig zu einem politischen Kraftfeld, dessen Besitz entscheidend war für die Entwicklung der Machtverhältnisse in dem Raum zwischen Donau und Sahara, zwischen Bosphorus und Sizilien.

Als die ersten indogermanischen Stämme von Norden her in Griechenland einbrachen, trafen sie also nicht auf den geschlossenen Widerstand eines einheitlichen Urvolkes, sondern auf eine Vielzahl von Rassen und Völkern, deren Gegenwehr der zielbewußten Führung entbehrte und darum zusammenbrach, obwohl die Pelasger zahlenmäßig den neuen Scharen weit überlegen waren. Nur ihre kriegerische Tüchtigkeit, ihre straffe Kriegszucht, ihr damals noch stark ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl und die Überlegenheit der Nordischen Rasse gegenüber dem Rassenchaos sichern den Griechen eine politisch-militärische Überlegenheit, die sie befähigt, die Vielfalt von Rassen, Völkern und Stämmen, Staaten und Gauen, Landschaften und Städten gewaltsam zu einigen und unter ihre Herrschaft zu zwingen.

Natürlich ist die griechische Landnahme nicht als einheitlicher und einmaliger Vorgang aufzufassen. Der ersten Nordischen Wanderungswelle zu Beginn des zweiten Jahrtausends folgte um 1500 v. d. Ziv. die sogenannte ionische Wanderung, die nicht bloß das eigentliche Griechenland ausfüllt, sondern in großartiger Kolonisationsstätigkeit auch die ganze Inselwelt und die Gestade Kleinasiens zu griechischem Siedlungsboden macht und damit die Voraussetzung

schafft für die spätere weltgeschichtliche Bedeutung des Griechentums. Der letzte große Einbruch Nordischer Völkerstämme in den griechischen Raum erfolgte im 11. Jahrhundert v. d. Ztw. durch die Dorer. Mit ihrer Landnahme ist die Periode der hellenischen Wanderungen im wesentlichen abgeschlossen.

Kaumrot als Folge überquellender Fruchtbarkeit war für die Hellenen einst der Anlaß gewesen, ihre Nordische Urheimat zu verlassen. Als sie von den wilden Balkangebirgen in die fruchtbareren Täler und Ebenen Griechenlands hinabstiegen, galt ihre erste Sorge der Befriedigung ihrer uralten Sehnsucht nach Bauermland und bäuerlicher Lebensgestaltung. Wie überall, wo Nordische Völker zur Landnahme schritten, erklärten auch sie den Boden zum Gemeinschaftsbesitz des ganzen Volkes, so daß eine weitgehende Gemeinsamkeit des Besitzes in den Geschlechts- und Dorfgemeinschaften zustande kam.

Von dieser Regelung war natürlich die einheimische Bevölkerung ausgeschlossen. Die Griechen nahmen also fast das ganze Siedlungsland für sich in Anspruch und teilten es unter die Angehörigen ihres eigenen Volkes auf. Nur diejenigen Einheimischen, bei denen sich trotz der Vermischung mit den bodenfeindlichen Vorderasiaten und Semiten ein Bauerntum erhalten hatte, galten ebenfalls als bauernwürdig und bauernfähig. Es wurde ihnen jedoch so wenig Land belassen, daß sich bei ihnen — und auch das nur an manchen Orten — nur ein kümmerliches Kleinbauerntum erhalten konnte, während die große Masse der übrigen eingeseffenen Bevölkerung als halbfreie auf Pachtböden lebte. Die zahlenmäßig größte Schicht der Bevölkerung aber, die in den Städten lebenden Kaufleute syrisch-phönizischer Abstammung und die Handwerker vorderasiatischer Volkszugehörigkeit, wurde aller politischen und persönlichen Rechte beraubt und nahm fortan als Stand der Unfreien die unterste Stufe in der indogermanisch-Nordischen Gesellschaftsordnung der Griechen ein.

Bald zeigte sich jedoch, daß auch der neue Lebensraum nicht das ganze Volk ernähren konnte. Wieder standen die Griechen, wie einst ihre Vorfahren, vor der bitteren Wahl, entweder durch Einschränkung der Kinderzahl den Hunger zu bannen, oder durch Erwerbung und Kolonisation fremder Länder Fortleben und Wachstum ihres Volkes zu sichern. Feiger Verzicht, d. h. Kleinhaltung der Familie um den Preis eines bequemen Lebens war ihrer Nordischheldischen Haltung fremd; so blieb nur noch das Mittel der Auswanderung. Jahr für Jahr verließen Tausende das Mutterland und erkämpften mit Schwert und Pflug sich und ihrem Volkstum neues Siedlungsland. Am Ende des 6. Jahrhunderts v. d. Ztw. sind alle Küstenländer des Schwarzen Meeres, Kleinasien, Ägypten, Nordafrika, Südfrankreich, Unteritalien, Sizilien und einige spanische Landschaften zu griechischem Siedlungsraum geworden.

Hand in Hand mit dem Vordringen des hellenischen Volkes geht die Ausbreitung der hellenischen Kultur und Gestitung, Weltanschauung und Wissenschaft. Noch bevor es zum entscheidenden Waffengang um die Vorherrschaft im östlichen Mittelmeerraum kommt, hat Griechenland bereits geistig die Welt erobert. Und doch sind die Griechen, im Gegensatz etwa zu Persern oder Römern, nicht zur Aufrich-

tung einer politischen Welt Herrschaft gelangt, ja nicht einmal zur Begründung eines eigenen Staates. Soweit geschichtliche Vergleiche überhaupt möglich sind, könnte man die Griechen nach Charakter, Leistung und geschichtlichem Schicksal fast die Deutschen des Altertums nennen. Auch bei ihnen war die politische Uneinigkeit eine der hervorsteckendsten Eigenschaften; schon bei der Landnahme waren sie in mehrere Stämme aufgespalten; die Natur des Landes, d. h. die vielen Täler und kleinen Ebenen taten ein übriges, um die vorhandenen stammesmäßigen Unterschiede und Besonderheiten noch stärker zu entwickeln. Im Laufe der Zeit wurde so jede dieser natürlichen Landschaften zu einem eigenen Staat, der eiferfüchtig seine Selbständigkeit bewahrte und bewachte. Von einer Gemeinsamkeit des Vorgehens aller dieser Stämme und Staaten konnte nicht die Rede sein. Nur ein einziges Mal, als die persische Großmacht die griechische Freiheit bedrohte, wehrten die Griechen in geschlossener Front den Feind ab, um nach dem Siege sofort wieder in die alte Eigenbrötelei zu verfallen.

Obwohl die Hellenen nie zu einer politischen und staatlischen Einheit gelangten und trotz ihrer Zersplitterung und Zerstörung vom Kaukasus bis nach Gibraltar, hat sich bei ihnen ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit und ein geschlossenes, eigenartiges Volkstum entwickelt. Über alle trennenden Schranken hinweg wirkte in ihnen das Bewußtsein ihrer gemeinsamen Herkunft, gleicher Rasse und vor allem der Überlegenheit ihrer Kultur und Weltanschauung gegenüber allen Nichtgriechen, die ihnen als Barbaren galten.

In der Urheimat des europäischen Nordens hatten die Griechen, wie alle Nordvölker, ihre ganze körperliche und geistige Kraft aufzubieten müssen, um sich dem Urwald, den Stürmen und dem rauhen Klima gegenüber zu behaupten und das Wachstum von Sippe und Volk sicherstellen zu können. Gewiß hatte dieser harte Kampf um die einfachsten Lebensbedürfnisse auch eine Kultur entstehen lassen; was Zweckmäßigkeit und Schönheit der Formen anbelangt, war auch die alte indogermanisch-Nordische Kultur allen anderen überlegen; aber alles, was im rauhen Norden geschaffen wurde, mußte in den Dienst des täglichen Kampfes um Erhaltung der Art gestellt werden, war Alltags- und Gebrauchskultur, die der schöpferischen Phantasie immer wieder Fögel anlegte. Jetzt aber, in der neuen Heimat, unter der strahlenden Sonne Griechenlands, dessen Boden in überreicher Fülle und ohne Aufwendung von allzuviel Mühe seine Früchte gibt, jetzt, da die Griechen als Herren über Sklaven sitzen, denken alle Arbeit zu fällt, jetzt, da sie Zeit und Mühe finden, in ihre Seele hineinzuatmen und da sie die Nacht besitzen, alle ihre Träume zu verwirklichen, jetzt erst zeigt sich die Schöpferkraft der Nordischen Rasse in ihrer ganzen Schönheit und Größe. Sieghaft und strahlend steigt eine Kulturpoche herauf, vor deren Glanz die materielle Unkultur und das selenlose Chaos von Formen und Kulturen der vorgriechischen Bevölkerung rasch verblaßt und zusammenbricht. In einzigartigen Bauwerken aus Marmor geben die Griechen ihrem Gefühl für Ebenmaß und Schönheit die gemäße Form; in herrlichen Dichtungen, Seldeneppen und Dramen,

in Lustspielen und Liedern gestalten sie künstlerisch die Probleme und Sehnsüchte ihrer Zeit; eine tief-schürfende Philosophie sucht die letzten Stragen des Kosmos und des menschlichen Seins zu ergründen; eine grübelnde und forschende Wissenschaft trägt Stein auf Stein zusammen und gründet darauf ein Weltbild von so umfassender Größe und Vollkommenheit, daß noch die größten Geister unserer deutschen Geschichte, Männer wie Goethe, Schiller, Kant und Nietzsche bekannten, das Fruchtbarste und Beste ihrer Erkenntnisse aus dem artverwandten Griechentum geschöpft zu haben.

Leider hält die politische und staatliche Entwicklung Griechenlands mit der kulturellen, geistigen und wissenschaftlichen nicht Schritt. Im Gegenteil: je stärker das Griechentum aus Nordischer Seelenhaltung geborene Ideale und Wunschbilder gestaltet, desto mehr nimmt seine politische und völkische Kraft ab, bis endlich der Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit so schroff und klastend wird, daß beide, Kultur und politische Form an diesem Gegensatz zerbrechen.

Bereits unmittelbar nach der Landnahme schälen sich aus der Vielheit und Buntbeit der griechischen Staatenwelt zwei Staaten heraus, die durch räumliche Größe und Bevölkerungszahl eine besondere Stellung einnehmen, Athen und Sparta. Dabei ist keines dieser Staatsgebilde nach Flächeninhalt größer als ein durchschnittlicher deutscher Landkreis. Erst wenn man sich diese Größenverhältnisse vergegenwärtigt, kann man sich einen Begriff machen von der ungläublichen staatlichen Zerrissenheit Griechenlands zur Zeit seiner größten Blüte. Der Dualismus zwischen Athen und Sparta bestimmt nun für Jahrhunderte die innere Politik Griechenlands. Beide Staaten fühlen sich stark genug, die Einigung Griechenlands unter ihrer Führung erzwingen zu können. Immer aber brechen alle Versuche in dieser Richtung nach blutigen Bürgerkriegen zusammen, gleichgültig, ob sie von Athen oder Sparta, oder, wie im 4. Jahrhundert, von Theben ausgehen. Da die politische Einigung Griechenlands von ihnen nicht aus nationalen Gründen unternommen wird, sondern nur aus dem sehr realen Wunsche heraus, im geeinten Griechenland eine unumschränkte Vormachtstellung auszuüben zum Vorteil des eigenen Staates, setzen sie jedem dahingehenden Versuch des Konkurrenten beständigen Widerstand entgegen, so daß die griechische Einigung ein Wunschtraum bleibt, der nie in Erfüllung geht.

Gleichzeitig mit dem Kampf zwischen Sparta und Athen erschüttern auch innere Wirren, Revolutionen und Klassenkämpfe aufs Schwerste das Gefüge der griechischen Welt. In diesem Augenblick, da Griechenland in seinem eigenen Blut zu versinken droht, glaubt der persische Großkönig, der Herr aller Länder zwischen Indus und Bosporus, dem Kaukasus und dem Nil, Griechenland erobern und von hier aus den Mittelmeerraum unterwerfen zu können. Da aber erbeben sich die Griechen wie ein Mann. Vergessen war aller Haß und Fädel. Die nationale Begeisterung schlug hohe Wellen und ließ den Streit zwischen Sparta und Athen, Bürgern und Adel, Befriedigten und Proletariern vor der gemeinsamen Gefahr zurücktreten. Im Jahr 490 errangen die

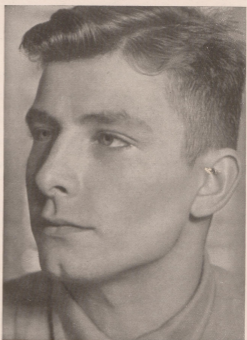
Griechen den ersten glänzenden Sieg über ein zahlenmäßig weit überlegenes persisches Heer. Weitere Siege erfochten sie 480 bei Salamis und 479 bei Plataää. Gemeinsamer Kampf gegen mächtige äußere Feinde ist das beste Mittel, um die Glieder eines Volkes zusammenzuschmieden. Nach den siegreichen Perserkriegen schien es tatsächlich, als ob Athen, das die Hauptlast der Kriege getragen hatte, berufen sei, die politische Hauptstadt eines geeinten Griechenlands zu werden. Ungefähr 200 griechische Kleinstaaten schlossen sich zum attischen Bund zusammen und übertrugen willig Finanzhoheit, militärischen Oberbefehl, Gerichtsbarkeit und politische Führung den Athenern. Die Einigung schien erreicht.

III. Entartung und Untergang des Griechentums.

Der Traum von einem Großgriechenland hatte Volk und Führung zu gewaltigen Kräfteanstrengungen befähigt. Die fortschreitende Demokratisierung Athens und der übrigen Staaten machte eine verantwortliche Staatsführung jedoch je länger desto mehr unmöglich und erschwerte das Aufkommen wirklich berufener und befähigter Führernaturen. Es liegt ja im Wesen der parlamentarischen Demokratie, daß nicht die Tüchtigsten und Besten zur Führung berufen werden, sondern solche Männer, die am rück-sichtslosesten den Masseninstinkten der Mehrheit entgegenkommen. So erleben wir denn überall das traurige Schauspiel, daß die verdientesten Männer unter der Anklage des Vaterlandverrats oder persönlicher Herrschsucht vor das Volksgesicht gestellt werden und gezwungen sind, ihre persönliche und politische Ehre zu verteidigen. Fast immer aber endet ein solcher Prozeß mit dem „Schuldig“; der Angeklagte wird aller seiner Ämter und Würden verlustig erklärt, in die Verbannung geschickt oder gar zum Tode verurteilt. Dem Volk und seinen gewählten Machthabern aber geht es nicht um Griechenland, ihnen gilt der Staat nur als eine Versorgungsanstalt, deren einzige Aufgabe darin besteht, den Bürgern ein arbeits- und müheloses Einkommen zu sichern. So werden die von den Bundesgenossen eingehenden Steuern, anstatt sie sagungsgemäß für kommende Ereignisse aufzubohren, unter der Bürgerschaft Athens verteilt. Jedes Ebrnamt wird bezahlt; da aber alle Ämter ehrenamtlich verwaltet werden, gibt es deren eine Unmenge; Richter und Priester, Schöffen und Minister, Offiziere und Beamte, sie alle werden vom Volk „gewählt“; jede Einrichtung der Verwaltung aber wird zu einem ungeheuren Apparat aufgebläht, um möglichst viele Menschen an den Segnungen der Speise teilnehmen zu lassen. So bestand der oberste Gerichtshof aus 6000 Mitgliedern! Und jeder Bürger, der einer Gerichtsverhandlung beiwohnte, wurde dafür ebenfalls bezahlt! Wer also häufig zu Gerichtsverhandlungen ging, konnte davon ganz gut seinen Lebensunterhalt bestreiten. Bei jeder Wahl — und es gab deren unter diesen Umständen natürlich sehr viele — erbielt der Wähler Bezahlung für seine Stimmabgabe. Theater und Zirkus waren unentgeltlich, ja in späterer Zeit hatte der athenische Bürger sogar das Recht, vom Staate eine Entschädigung zu verlangen, wenn er aus irgendwelchen



Zugelassen zum Langemarchstudium



Aufn. Fr. Fr. Bauer

Langemarchstudenten

Gründen verhindert war, Theater oder Zirkus zu besuchen.

Diese Entwicklung blieb naturgemäß auch den Mitglieðern des attischen Bundes nicht verborgen; immer größer wurde die Unzufriedenheit mit der Herrschaft Athens, ein Staat nach dem anderen erklärte seinen Austritt oder fühlte sich nur noch formell dem Bunde verpflichtet. Der Gedanke der nationalen Einigung wurde brüchig und geriet schließlich ganz in Vergessenheit.

Als die Abnahme der athenischen Macht offenbar wurde, erhob sich sofort Athens alter Gegner Sparta, um jetzt die Herrschaft in Griechenland an sich zu reißen. Alles, was noch gefund war in Griechenland, vor allem die noch bäuerlich lebenden und empfindenden dorischen Stämme, scharte sich um Sparta und nahm unter seiner Führung den Kampf gegen die athenische Luderwirtschaft und Entartung auf. Um 330 brach der Krieg aus und verbanderte mit blutigem Terror fast 30 Jahre lang jede staatliche Ordnung und schöpferische Leistung. Griechenland, Kleinasien, Syrien und das Meer waren Kriegsschauplätze. Athen wurde zerstört, wieder aufgebaut, ein zweites Mal zerstört; Städte und Dörfer gingen in Flammen auf, das Ackerland wurde verwüstet und, was das Schlimmste war, in unglücklicher Wildheit und Grausamkeit schlachteten sich die Griechen gegenseitig ab und ließen so die Blüte ihres Volkes und ihrer Kasse als Opfer ihrer unseligen Politik auf dem Schlachtfeld. Als die siegreichen Spartaner nach dem Kriege das von Athen verratene Einigungswerk wieder aufnehmen wollten, waren sie so ausgeblutet, daß ihre Kraft nicht mehr ausreichte, eine entscheidende Wendung des griechischen Schicksals herbeizuführen.

Ein rund 50 Jahre später von den beiden Thebanern Epaminondas und Pelopidas unternommener letzter Versuch, unter Einsatz politischer und militärischer Machtmittel eine Einigung Griechenlands zu erzwingen, mußte nach kurzer Zeit ebenfalls aufgegeben werden.

Schwerer und blutiger denn je entbrannten nach der Niederlage Thebens die Kämpfe der einzelnen Staaten und Stämme untereinander und zehrten die letzte Kraft des Griechentums auf. Als plötzlich die in der Zwischenzeit fast unbemerkt herangereifte neue Großmacht Makedonien ihren Herrschaftsanspruch über Griechenland geltend machte, vermag sich das noch ein Jahrhundert vorher so glänzende griechische Volk zu keinem ernsthaften Widerstand mehr aufzuraffen. Nach der Schlacht bei Chäronea, 338 v. d. Ztw., wird Griechenland in den makedonischen Staat eingegliedert. Die einst so hoch gehaltenen und immer wieder erfolgreich verteidigte griechische Freiheit ist endgültig verloren. Griechenland hat aufgehört eine politische Macht zu sein.

Die Uneinigkeit und Selbstzerfleischung war aber nicht die alleinige Ursache für den Untergang Griechenlands. Seit dem 7. Jahrhundert v. d. Ztw. beginnt, zunächst zögernd, dann mit rasender Schnelligkeit derselbe Vorgang der Entartung und Entartung, der so vielen Nordischen Völkern verhängnisvoll geworden ist. Schon um 700 wird an der Auflösung der alten einfachen Formen und Klaffen, an der Veränderung der Ornamentik und an einer ge-

wissen Dogmatisierung in der Darstellung klar, daß jetzt in der griechischen Kultur Einflüsse zur Geltung kommen, denen eine andere seelische Haltung und damit eine andere Kasse zu Grunde liegen muß. Mit fortschreitender zeitlicher Entwicklung wird immer deutlicher, daß es Stilelemente der alleinheimischen pelasgischen Urbevölkerung sind, die hier einströmen und schließlich die Ausdrucksformen der Nordischen Kassenfeele ganz überwuchern und auffaugen.

Wie ist dieser Vorgang zu erklären?

Die Katastrophe beginnt mit dem Einbruch des Kapitalismus. Die natürliche Gunst der Lage am Schnittpunkt dreier Erdteile und als Brücke zwischen ihnen hatte Griechenland zum Mittelpunkt des Welt-handels werden lassen. Unter solchen Verhältnissen gewannen natürlich die Kaufleute und Händler als die Vermittler des Güterausstauschs an Reichtum und politischem Einfluß. Damit aber begann der Aufstieg einer Bevölkerungsschicht, die ursprünglich, da sie nicht der Nordischen Herrenschicht angehörte, von Landerwerb und Bauerntum und damit von allen politischen Rechten ausgeschlossen war. Zunächst geduldet, dann gleichberechtigt und bald auch frei leben sie neben den neuen Herren und machen sich ihnen unentbehrlich durch die Vermittlung technisch-handwerklicher Fertigkeiten und zivilisatorischer Errungenschaften, die den einfachen, naturnahen Nordischen Bauern fast wie ein Wunder erscheinen. Staunend sehen die Griechen, wie die von ihnen verachteten Unterworfenen in Luxus und Uppigkeit leben, wie sie schwelgen in unbekanntem Genüssen und die Kunst verstehen, sich das Leben angenehm zu machen.

Solches Leben dünkt auch ihnen schön, den neuen Herren; bedenkenlos nehmen sie die Lebensform der Pelasger an und merken nicht, daß mit den Formen zugleich auch der Geist dieser Formen von ihnen Besitz ergreift. Dieser Geist aber ist nicht Nordisch-indogermanisch, sondern fremder Art, er ist geboren aus dem Blut der rassistrenden Ureinwohner und der zugewanderten Vorderasiatischen und Orientalischen Händler. Deren Denken und Fühlen wird damit langsam aber tödlich sicher zum alleinigen Maß aller Dinge. Der geistigen Zerkörung folgt die körperliche. Das alte Nordische Schönheitsideal gerät in Vergessenheit; plump und bauebacken erscheinen den Griechen auf einmal ihre eigenen Frauen, weil deren Muttertum und Keuschheit die einwirkende Zügellosigkeit ablehnt. Um so begehrllicher blicken sie dafür auf die verführerischen, genussfrohen, leichtlebigen und hemmungslosen Frauen der anderen. Umgekehrt reizt den eingeseffenen wie den zugereiften Händler die herbe und reine Schönheit der blonden Frauen. Schrankenlose Kassenvermischung setzt ein; nach wenigen Jahrhunderten ist das Blut der Nordischen Herren im Kassenchaos untergegangen; die Weltanschaung, der Geist, die Kultur und das Blut der ehemals so verachteten Unfreien aber haben ohne Schwertstreich die mehrhundertjährige ruhmvolle Geschichte der Indogermanisch-Nordischen Herren Griechenlands ausgelöst.

Beschleunigt wird diese Entwicklung durch das Ausblühen der Geldwirtschaft. Der wachsende Handel ließ den Gebrauch eines handlichen und überall Zahlungskraft besitzenden Tauschmittels als notwendig erscheinen. So kam es in Nachahmung orientalischen

Wirtschaftsgeistes zur Einführung von Gold und Geld als Währung. Die alte Naturalwirtschaft wird durch die Geldwirtschaft abgel6st. Das vom Handel lebende städtische Bürgertum erringt als der natürliche Vermittler des Warenaustauschs riesigen Reichtum und in Verbindung damit einen so hohen Lebensstandard, daß der griechische Bauernadel folchem Aufwand gegenüber geradezu ein Hungerleiberdasein führt. Aber auch er will teilhaben an dem Goldsegen, der sich über das Land ergießt. Eine regelrechte Landflucht setzt ein. Die Bauern verkaufen ihre S6fe, um mit dem Erl6s einen gewinnbringenden Handel anzufangen. Die alte indogermanische Lebensordnung, die Unteilbarkeit und Unverkäuflichkeit des Erbhofes bestimmt, wird endgültig durchbrochen. Nach wenigen Jahrhunderten gibt es kein griechisches Bauerntum mehr; unbesetzt liegt der Boden und wird zu Obland und Wildnis.

Als Folge dieser Entwicklung erschüttern soziale Revolutionen das Gefüge der griechischen Staaten. Auf der einen Seite wehrt sich das halbfreie Landvolk gegen den zunehmenden Steuerdruck und die Ausbeutung seiner Pachtb6fe durch die in den Städten lebenden Grundherren, auf der anderen Seite lehnt sich das zum Bewußtsein seiner Stärke gekommene Bürgertum gegen die alte aristokratische Ordnung auf. Es kommt zu schweren Kämpfen zwischen Bürgertum und Bauernadel. Während der Adel auch in der Stadt seine auf dem Führerprinzip beruhende Herrschaftsform aufrechterhalten will, erhebt das Bürgertum dagegen die Forderung auf Mitbeteiligung in der Staatsführung und verkündet, um die Massen zu revolutionieren, die Grundsätze der Demo-

kratie, d. h. die unbeschränkte pers6nliche Freiheit und Gleichheit aller Menschen. Die Masse folgt dem Ruf und ringt die Aristokratie und ihren Führungsanspruch nieder.

Von nun an wird Griechenland mit Ausnahme von Sparta demokratisch regiert. Mit dem Stimmzettel wird Politik gemacht, durch den Stimmzettel werden Führer gewählt oder abgewst, durch den Stimmzettel schließlich fällt die wirkliche Macht im Staate der breiten Masse zu. Die breite Masse aber, das sind die Nachkommen der nichtnordischen Ureinwohner, sowie die Bastarde aus deren Verbindung mit Menschen der ersten Nordischen V6lkerwelle; nicht zuletzt geh6ren dazu alle, die durch den Aufschwung der griechischen Kultur und Wirtschaft angelockten Syrer, Ägypter, Vorderasiaten und Juden. Alle diese minderrassigen Elemente gelangen nun kraft ihres Stimmenbergewichtes zur Herrschaft und hauchen der Nordischen Volksseele ihren vergiftenden Atem ein. Unter diesem artfremden Einfluß wird die alte naturverbundene Weltanschauung der Griechen zu einem magischen Damonenglauben, ihre aus der Seele geformte Dichtung entartet zu expressionistischer Keimerei, ihre durch klare Linien bestimmte Architektur l6st sich auf in barocke Spielerei, ihre Wissenschaft ergeht sich in intellektuellen Spekulationen, die ganze Lebensgestaltung gerät unter den Einfluß dieser orientalischen Kassen: Geburtenschwund, Kinderlosigkeit, Homosexualität, Rassenvermischung sind die letzten Stufen dieser traurigen Entwicklung. Der politische Tod Griechenlands ist nur die zwangsläufige Folge des längst vorangegangenen Rassen- todes.

W. Klendz:

Niederfachsische Bauern im Gau Ost-Hannover (II)

Aussehen und Charakter der Niederfachsen.

Was über Aussehen und Charakter der Niederfachsen bisher geschrieben worden ist, stugt sich entweder auf eigene Beobachtungen, auf die Dierckow'schen Schulkinderuntersuchungen, Messungen an Einfahrigen oder auf Günther oder gar auf Tacitus. Nach Pefler soll Niederfachsen „ein großes geschlossenes Gebiet mit über 40 Prozent rein Blonder“ sein, in dem „der rein braune Typus“ weniger als 10 v. H. der Gesamtbev6lkerung ausmacht und in dem der Langschädel vorherrschend ist. Linde schreibt, daß die Niederfachsen mittelgroß, hager, sehnig sind, ein schmales Gesicht, eine lange, schmale Nase, graublau, nahe beisammenstehende Augen, ein zugespitztes Kinn, helle, sich lockende Haare haben. Mimers, der aus der Wesermarsch stammte, beschreibt die Bewohner der Marsch und der angrenzenden Geest folgendermaßen: „Eine derbe, breit-schulterige, fleischige, oft stark ins Korpulente gehende Gestalt, mehr groß als klein, Hände und Füße stark und breit, das Haar schlicht oder nur schwach gekrauselt und blond, der Bart r6tlich und nicht sehr dicht, das Auge hellblau oder grau und das ger6tete

Gesicht von rundlichem Schnitt, — das ist der Friesentypus. — Der niederfachsische Geestmann ist dagegen durchgehends magerer, schwachiger und aufgeschwefener, von kurzem Oberbau und langen schmalen Beinen, wenn auch mitunter stark kn6chig, und sein Gesicht häufig von schärferen und eckigeren Umrissen.“ Nach Keinstorf ist der Niederfachs „hochgewachsen, hager und sehnig, mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen, aber rubigen und festen Blickes seiner blauen Augen, mit aufrechter, selbstbewußter Haltung.“ Medizinalrat Sesse, der in Lüneburg lebte, sah in den Seidebauern Abk6mmlinge der Langobarden und schreibt im Lüneburger Heimatbuch (1914), daß „der langobardische Typus“ sich von anderen Stämmen durch „geradezu riesenhafte K6rperlange“ unterscheidet; ihm fielen unter den Bauern die „hageren, sehnigen Gestalten“, denen er große K6rperkraft zutraute, auf. „Oft beobachtete ich in meiner ärztlichen Sprechstunde Mannergestalten, die . . . einen Stier zu Boden werfen, ein junges Koff zu bezwingen imstande sind“.

über den Charakter der Bev6lkerung schreibt Mpers: „Der Niederfachs ist bedächtig, verständig, beherrscht, nachtern, spr6de („sur“), schwerfällig,



Abb. 1

Abb. 2

Abb. 3

Niederländische Männer und Frauen aus dem Gau Ost-Hannover. Abb. 1. Bauernohn aus der Welfermark, Abb. 2-10 Bauern und Bäuerinnen eines Geestdorfes an der Niederelbe.

Alle abgebildeten Personen sind gute Vertreter Fällisch-Nordischer Rasse.

misträuisch, zurückhaltend, konservativ, auf sein Recht und seinen Vorteil bedacht, dabei ehrlich, pflichtbewusst, sachlich und klar denkend, arbeitsam und sparsam, fromm ohne Schwärmerei. Manches merkwürdige „Polareität“ zeigt sich in seinem Wesen: ernst und witzig, hart und weich; niederdeutscher Herkunft sind die gegensätzlichen Worte derb und sinnig, barsch und leicht, dreist und behaglich.“

Keinckhoff nennt an weiteren Wesenszügen: Ruhe und Gelassenheit, Heimatliebe, vertrauensvoll und hilfsbereit gegen Nachbarn, beständig, wahrheitsliebend, oft scheinbar herzlos und rücksichtslos, Abneigung gegen Kühnheit und Gefühlsduselei, dabei von tiefempfindendem Gemüt, einsilbig und

verschlossen, doch die Geselligkeit mit seinesgleichen liebend, bedürfnislos, in der Ausdrucksweise von großer plastischer Anschaulichkeit, im Denken nüchtern und ganz auf das Praktische gerichtet. Lös schreibt von den Niederachsen: „Es ist ein ernstes, stilles und gutes Volk, langsam im Denken, aber klugen Sinnes, bedächtigt im Handeln, doch von zähem Mute, dem Neuen abhold, doch gesundem Fortschritt sich anpassend. Ein Volk, das sein kernhaftes Wesen hinter kalten Augen und geschlossenen Lippen verbirgt.“

Allmers hebt folgende Eigenschaften der Marschbauern hervor: phlegmatisch, kaltblütige Ruhe, würdevoller Ernst, Festhalten an alten Gewohn-

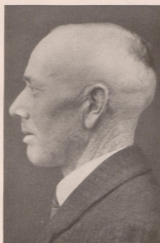
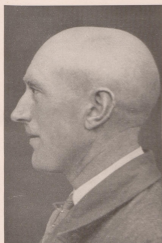


Abb. 4

Abb. 5

Abb. 6

Man beachte die einheitliche Kopf- und Gesichtsform der Männer in der Seitenansicht.
Nr. 5 ist Sohn von 15 und 13.

beiten, Ausdauer, Kraft und Fähigkeit in der Verteidigung alter Rechte und Freiheiten, „prächtiges Oppositionstalent“, Selbstgefühl und Stolz.

Alle diese Beschreibungen über das körperliche Erscheinungsbild und den Charakter der Niedersachsen bilden die zusammengefaßten Ergebnisse von Einzelbeobachtungen. Es soll auch anerkannt werden, daß die Schriftsteller, die zum Teil selbst Niedersachsen sind oder die Bevölkerung doch in jahrelangem Zusammenleben gründlich kennen lernten, gut beobachtet haben, doch können solche Betrachtungen kaum als eine geeignete Grundlage rassenkundlicher Beschreibungen angesehen werden. Wer den Versuch macht, auf Grund von bloßem Anschauen das durchschnittliche Aussehen einer An-

sammlung von Menschen zu beschreiben, wird bald das Unmögliche eines solchen Vorhabens einsehen. Die Zahl der Personen mit hellen oder dunklen Haaren und Augen läßt sich noch mit einiger Sicherheit angeben, doch wird es schon nicht gelingen, die durchschnittliche Form des Kopfes und Gesichts richtig zu beschreiben; noch weniger aber läßt sich ein Charakterbild „der“ Niedersachsen zeichnen. Wer die Menschen eines niedersächsischen Dorfes genau kennt und ihre Wesenszüge mit den vorhin aufgezählten Eigenschaften vergleicht, wird feststellen, daß es eine ganze Anzahl Leute gibt, die einen wesentlichen Teil dieser Eigenschaften nicht besitzen. Die Rassenforschung muß sich auf sehr genaue, planmäßige Untersuchungen ganzer Bevölkerungen stützen. Es



Abb. 7

Abb. 8

Abb. 9

Bei den Frauen findet man öfter eine steilere Stirn als bei den Männern.

ist daher auch unmöglich, durch Photographieren einzelner Menschen, die einem vorgefassten Bild ähnlich sind, ein brauchbares rassenkundliches Material zu gewinnen.

Im Gau Ost-S Hannover sind einige wissenschaftliche rassenkundliche Untersuchungen unter der Leitung von Prof. Dr. Walter Scheidt, Hamburg, durchgeführt worden. Beobachtet wurden 2526 Personen in folgenden Ortschaften bzw. Gegenden:

439 Männer u. 441 Frauen in 9 Dörfern der Börde Lamsfeld, Niederelbe;
 63 " " 57 " " der an die Börde Lamsfeld angrenzenden Gemeinde Alfstedt,

52 Männer u. 48 Frauen in Bavern, das zirka 25 km südlich von Lamsfeld liegt,
 244 " " 286 " " 4 Dörfern des Kirchspiels Sülze im nördlichen Teil des Kreises Celle,
 54 " " 57 " " Mulsum im Lande Wursten, also in der Marsch zwischen Wesermünde und Cuxhaven,
 63 " " 57 " " Otterndorf-Sadeln,
 371 " " 294 " " Balje und Oederquart in Rehdingen.



Abb. 10

Abb. 11

Abb. 12

Nr. 9, 9 und 10 sind Geschwister. (Vgl. Lid- und Ohrform).
Nr. 11 ist Tochter von 10 und 12.

In der Börde Lamsfeld wurden die bevölkerungsbiologischen Verhältnisse eingehend erforscht und durch Erhebungen über Geburtschaft, Ehelichkeit und Sterblichkeit in 110 Kirchengemeinden des Gaues Ost-S Hannover ergänzt. — In einem Dorfe der Niederelbe wurden ferner die Verhaltungsweisen der Männer beobachtet und kulturbiologische Untersuchungen durchgeführt.¹⁾

Was auf Grund dieser rassenkundlichen Arbeiten über die niedersächsischen Bauern im Gau Ost-S Hannover gesagt werden kann, soll nun ausgeführt werden. Da erst ein verschwindend kleiner Teil der Bevölkerung (der Gau hat 1058 186 Einwohner) gründlich untersucht worden ist, wäre es zu gewagt, auf Grund dieser „Stichproben“ das rassische Aussehen „der“ Niedersachsen beschreiben zu wollen. Ich

muß mich daher auf die Wiedergabe der wichtigen Ergebnisse aus den genannten Gebieten beschränken. Hoffentlich werden nach Beendigung dieses Krieges bald weitere Dörfer und Gegenden des Gaubes erforscht, damit dann ein genaueres Bild von der rassischen Beschaffenheit der niedersächsischen Bauern gegeben werden kann.

Die Körperhöhe ist sowohl bei den Geestbauern an der Niederelbe als auch bei den Bauern in der Seide nur gut mittelhoch, nämlich 167,5 bzw. 169,3¹⁾.

¹⁾ Die Angaben über die Körperhöhe der Einjährig-Steinwilligen können nicht zum Vergleich herangezogen werden, da sie nur eine kleine Ausfertigungsgruppe aus der ganzen Bevölkerung darstellen; außerdem werden diese Soldaten fast ausnahmslos aus den Städten und den Märkten gesammelt haben, weil vor dem Weltkrieg verschwindend wenige Geestbauernsöhne zur höheren Schule gingen und einjährig-freiwillig dienten.

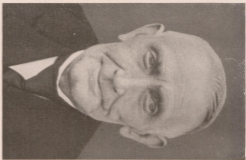


Abb. 13

Abb. 14

Abb. 15

Abb. 16

Die Frauen in Abb. 13 und 14 tragen noch die alte bäuerliche Tracht, die mit der älteren Generation ausfuhr.

Die Männer des Kirchspiels Sülze sind also durchschnittlich etwas größer als in der Börde Lamstedt; dasselbe trifft für die Frauen zu, die 156,9 bzw. 158 cm groß sind. In Mulsum beträgt die Körperhöhe der Männer 171,9 cm, die der Frauen 160,8 cm. Die Bewohner der Marsch sind also merklich größer als die Leute der nur 40 km entfernten Börde Lamstedt. Die Zahl der untersuchten Personen in Mulsum ist nur klein und es ist daher möglich, daß die dort gewonnenen Durchschnittswerte die Größenverhältnisse der Marschleute nicht ganz zutreffend wiedergeben. Nach eigenen langjährigen Beobachtungen möchte ich aber annehmen, daß die in Mulsum gefundenen Körperhöhe eher zu niedrig als zu hoch für die Marsch an der Weser und Elbe ist. Die Unterschiede in den Körperhöhenverhältnissen zwischen Marsch, Geest und Süddeide werden deutlicher, wenn man die Zahl der großen (über 170 cm bzw. 159 cm) und der Kleinen (unter 163 bzw. 152 cm) Personen in den drei Landschaften vergleicht.

	In v. S. aller Männer		Frauen	
	waren groß	klein	groß	klein
Lamstedt.	38,2	25,6	38,6	25,1
Sülze	49,2	16,3	45,0	15,3
Mulsum	63,0	7,4	61,5	5,3

In Mulsum waren von 54 Männern 11 über 180 cm groß, also rund 20 v. S., in der Börde Lamstedt nur 2,7 v. S.

Bei den Geestbauern an der Niederelbe wurde die Gestalt nach der äußeren Erscheinung grob beurteilt: 70,8 v. S. der Männer und 62,4 v. S. der Frauen waren schlank, 23,8 v. S. der Männer und 24,2 v. S. der Frauen waren untersetzt, 1,7 v. S. der Männer und 6,0 v. S. der Frauen waren dick.

Es trifft also zu, was von den meisten Schriftstellern betont wurde, daß die niedersächsischen Bauern schlank, fehnige Gestalten sind. Dicke und sehr fleischige Menschen sind auch schon deswegen selten, weil die Geestbauern schwer arbeiten müssen. Unter den Marschbauern findet man, wie auch Allmers hervorhebt, häufiger breite und forpulentere Menschen, vor allem auf den großen Höfen, wo der Bauer selber wenig arbeitet; trotzdem überwiegen aber nach meinen Beobachtungen auch in der Marsch bei weitem die schlanken Gestalten, ja es gibt dort altansässige Geschlechter, die durch riesenhafte Körperhöhe und große Sägerkeit auffallen.

Die Farbe der Haare und Augen in einer Bevölkerung läßt sich von allen Kennenmerkmalen vielleicht noch am leichtesten durch Einzelbeobachtungen feststellen, und doch stimmt es mit den genauen Untersuchungen nicht überein, wenn in den aufgeführten Körperbeschreibungen behauptet wird, die Niedersachsen wären vorwiegend blond, mindestens gilt das nicht für das Kirchspiel Sülze im Süden der Lüneburger Heide, wo nur 33,9 v. S. der Männer und 37,8 v. S. der Frauen helle Haare hatten. In der Börde Lamstedt wurden allerdings bei 67,4 v. S. der Männer und 66,6 v. S. der Frauen blonde Haare fest-

gestellt. Scheidt glaubt, daß diese auffallenden Unterschiede zum Teil auf die Benützung von zwei verschiedenen Haarfarbentafeln zurückzuführen sind, doch muß auch ein Unterschied in der Veranlagung zur Pigmentbildung vorhanden sein, da die beiden Bevölkerungen auch in der Augenfarbe von einander erheblich abweichen. In der Süddeide (Sülze) wurden 72 v. S. der Männer und 58 v. S. der Frauen mit rein hellen Augen festgestellt, in der Börde Lamstedt dagegen nur 29,1 bzw. 28,3. An der Niederelbe überwiegen dagegen die gemischtfarbigen Augen, nämlich 59,1 v. S. bzw. 57,0 v. S. gegen 29,1 v. S. und 28,3 v. S. in der Süddeide. Auch die rein dunklen Augen sind mit 11,8 v. S. bzw. 14,7 v. S. an der Niederelbe gegen 4,4 v. S. bzw. 7,0 v. S. in der Süddeide zweimal so stark vertreten.

Die Behauptung, daß die Niedersachsen durchweg helle Menschen sind, muß auf Grund obiger Zahlen etwas eingeschränkt werden. Sie stützt sich im wesentlichen auf die Untersuchungen, die Virchow durch die Lehrer an Schulländern vornehmen ließ. Es ist aber bekannt, daß das helle Haar der Niedersachsenkinder in späteren Jahren außerordentlich nachdunkelt. Außerdem machen nicht gesukelte Personen oft keinen zutreffenden Unterschied zwischen dunkelblonder und brauner Haarfarbe. Fest steht aber jedenfalls, daß das Blond der Haare bei den Geestbauern an der Niederelbe recht dunkel ist, und daß hellblonde Menschen sowohl in der Börde Lamstedt, als auch in der Süddeide auffallend selten beobachtet wurden, in letzterer Gegend waren nur 3 von 406 Personen hellblond! Vorwiegend hellblond ist nur die niedersächsische Jugend.

In der Börde Lamstedt wurden die meisten Personen ohne Augenfarbentafel untersucht. Ich habe die Farben sehr streng beurteilt und alle Augen, selbst die, die eine sehr geringe Pigmenteinlagerung hatten, zu den gemischtfarbigen gezählt. Vielleicht ist in Sülze nicht so verfahren worden, so daß sich der auffallende Unterschied in den Ergebnissen zum Teil daraus erklärt.

Über die Verbindung von Haar- und Augenfarbe wurden folgende Zahlen in v. S. aller Personen gleichen Geschlechts gefunden:

	in der Börde Lamstedt		in der Süddeide	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
helle Haare, helle Augen	21,6	20,4	28,8	28,9
dunkle " , dunkle "	6,6	6,7	4,8	6,2
helle " , gemischte "	57,0	52,8	8,0	13,7
" " , dunkle "	6,4	10,4	0,8	0,7
dunkle " , gemischte "	28,5	28,3	24,0	30,8
" " , helle "	8,1	8,4	67,2	54,8

Aus den letzten Zahlen dieser Übersicht folgt, daß in der Süddeide ein Menschenschlag mit vorwiegend dunklen Haaren und hellen Augen wohnt. Scheidt weist zu diesem Ergebnis darauf hin, daß in verschiedenen Gegenden Tornwegens ein Menschenschlag mit gleicher Komplexion anfällig ist.

Über die Formen des Kopfes und des Gesichts läßt sich schon aus den Bildern dieses Auftrages vieles ablesen. Sämtliche abgebildeten Personen mit Ausnahme von Nr. 19/20 stammen aus einem Dorf der

Börde Lamsfeld. Ich habe es für wertvoller gehalten, in der kleinen Auswahl möglichst viele Menschen eines Ortes zu zeigen, statt aus allen Unterjüngungsgebieten ein paar Vertreter auszuwählen, weil so die Gefahr, die in jeder Auswahl liegt, etwas verärgemildert wird. Die Bilder Nr. 19 und 20 zeigen einen Marschbauernsohn aus Mulsum, der aus besonderen Gründen mit aufgenommen wurde. Von allen Köpfen wird die Vorder- und Seitenansicht gezeigt.

Bei aufmerksamer Betrachtung der Bilder kann man schon vermuten, daß die Köpfe der niedersächsischen Bauern beträchtlich lang und breit sein müssen und ein hochgespanntes Schädeldach haben. In vielen Bildern ist das weit ausladende Hinterhaupt, durch das die beträchtliche Länge zustandekommt, besonders gut zu erkennen. Ausgesprochen schmale Köpfe sind unter den Bildern nicht vorhanden; sie sind auch in Wirklichkeit sehr selten. Die Gesichter sind verhältnismäßig lang und breit, der Nasenrücken durchweg schmal, lang und gerade, das Kinn kräftig und gut ausgebildet. Die Augen liegen unter gut ausgeprägten Brauenbögen ziemlich nahe beieinander. Der Mund ist mittelbreit, die Lippen sind schmal, sie machen bei manchen Personen einen derben Eindruck. An der Stirn-, Nasen-, Kinn-Linie kann man deutlich zwei verschiedene Typen unter den Niedersächsen erkennen: bei manchen Leuten verläuft diese Linie „steiler“ als bei anderen. Das kommt hauptsächlich von der Stirn, die bei letzteren geneigter ist.

An den Bildern ist leicht festzustellen, welche Personen in erster Linie Nordisches, welche mehr Sächsisches Rassenerbe verkörpern; andere Rassen-elemente, hauptsächlich Dinarische und Ostische, sind unter den Niedersächsen auch zu finden, doch treten sie hinter den Nordisch-Sächsischen weit zurück.

Die Messungen haben ergeben, daß die Kopf- und Gesichtsmasse in der Börde Lamsfeld und der Süddeide fast völlig übereinstimmen. In Mulsum sind die Köpfe bei gleicher Breite etwas länger und daher

schmalformiger. Der Schädeltypus muß in Niedersachsen also recht einheitlich sein.

Es betrug:	In der Börde Lamsfeld		der Süddeide		Mulsum	
	Männern	Frauen	Männern	Frauen	Männern	Frauen
die Länge des Kopfes	191,7	184,5	191,6	182,5	193,7	185,3
die Breite des Kopfes	159,8	154,4	159,8	153,7	159,8	154,0
das Längen-Breiten-Verhältnis des Kopfes	83,5	83,7	83,5	84,3	83,0	83,1
die Gesichtshöhe	128,5	120,0	124,5	115,1		
die Gesichtsbreite	141,0	132,6	142,6	135,1		
das Breiten-Höhen-Verhältnis des Gesichtes	91,2	87,4	90,6	85,4		
das Höhen-Breiten-Verhältnis der Nase	59,9	60,1	60,7	60,7		

Die Schädel der niedersächsischen Bauern sind also trotz der beträchtlichen Länge mehr rundförmig als langförmig; die Bauern haben an der Tiederde ein langförmigeres Gesicht als in der Süddeide. Scheidt hat nachgewiesen, daß die Gesichtsförmigkeit der Süddeidbauern in Verbindung mit den dunklen Haaren und blauen Augen „mit den Hauptunterschieden der nordatlantischen und binnensandinavischen Bevölkerungen“ übereinstimmt. Diese Feststellung erhärtet die Tatsache, daß das Rassenbild der niedersächsischen Bauern dem nordischer Bevölkerungen weitgehend gleicht, mit anderen Worten, daß die Nordische Rasse unseren Bauern das Gepräge gibt.

Johann von Leers:

Judentum als Scheinvolk gewordenes Gaunertum

Der ganz ausgezeichnete Artikel von G. Teich „Scheinvolklichkeit des Judentums“ (in Heft 5 von „Volk und Rasse“ Seite 88—92) läßt es geboten erscheinen, zumal die darin aufgestellten Thesen zur Diskussion gestellt sind, einmal die Belegstellen für die Gaunerhaftigkeit des Judentums, a, b, für das Hervorgehen der israelitischen Stämme aus kriminellen und asozialen Elementen zusammenzustellen.

Das klassische Altertum war von der Kriminalität der Juden und ihrer bösen Art völlig überzeugt. „Sie sind unehrerbierig gegen den Kaiser“ (Tacitus, Historien 5, 5 und Apion bei Josephus „contra Apionem“ 2, 6 § 73). Sie „hassen das Menschengeschlecht“ (Manetho bei Josephus „contra Apionem“ 1, 26 § 248), ebenso Herimachos (dasselbe 1, 34 § 309; Heraklatus von Akbera bei „Diodor von Syzlien“ 40, 3, wiedergegeben bei Phester p. 244). Dasselbe findet sich bei Apollonius Melon (zitiert bei Josephus „contra Apionem“ 2, 14 § 148). Der Römer Celsus (bei

Origines „contra Celsum“ 5, 48) wirft den Juden gleichfalls vor, daß sie giftigen Haß gegen das ganze Menschengeschlecht hegen. Sie sind „von den Göttern verworfen“, sagt Cicero (pro Flacco 28). Ihm stimmt bei Poseidonius von Apamea (bei Diodor von Syzlien 34, 1). „Geschäft von den Göttern“ nennen Apion (bei Josephus „contra Apionem“ 2, 11 § 125) und Tacitus (Historien 5, 8) die Juden. Als ein „unzögliches Volk“ bezeichnet sie Apion (bei Josephus „contra Apionem“ 2, 12 § 135), Apollonius Melon (Josephus daselbst 2, 14 § 148) und Celsus (Origines „contra Celsum“ 4, 73). Als „aufreißerisches Volk“ bezeichnet sie Apion (Josephus „contra Apionem“ 2, 5 § 68) und Celsus (Origines „contra Celsum“ 3, 5). „Geborenes Anechtswolf“ nennt sie der Kaiser Titus (Josephus de bello Judaico 6, 1, 5 § 42), Tacitus (Historien 5, 8) bezeichnet sie als „die verächtlichste Gruppe der Anechtischen“, Celsus (bei Origines „contra Celsum“ 4, 31) nennt sie „gestülptete Sklaven aus Ägypten“, stimmt also überein

überein mit den Auffassungen von Manetho, Lysimachos und Chairemon (bei Josephus „contra Apionem“). Ritualmord scheint ihnen Apion (Josephus „contra Apionem“ 2, 8 § 90) vorgeworfen zu haben. Als lasterhaft bezeichnet sie Apollonius Molon (bei Josephus „contra Apionem“ 2, 11 § 145). Obren Schmutz tadelt Plutarch (de superstitione c. 8). Ammianus Marcellinus (res gestae 12, 5, 5) bezeichnet sie ebenfalls als groß unfauber. Als „verderblich für das übrige Menschengeschlecht“ (perniciosam ceteris gentibus) kennzeichnet die Juden Quintilian (Inst. 3, 7, 11). Plutarch (de Pompeio 52) läßt vermuten, Pompeius habe Palästina nur besetzt, um die Unterdrückung der Seeräuber, die er bekämpfte, durch die Juden zu unterbinden. Als Diebe und Fehler waren die Juden bekannt; im Papyrus Magd. 33 wird erzählt, daß zwei Juden einen gestohlenen Mantel fogat beim Schames der Synagoge verfleckten. Der Kirchenvater Johannes Chrysostomus (adversus Iudaeos 1, 7) bezeichnet die Juden insgesamt als „Diebe“, der Ritualmord ist den Juden von zwei uns erhaltenen Schriftstellern vorgeworfen worden, einmal von Demokritos, der uns nur in Trümmern erhaltenes Buch „Über die Juden“ geschrieben hat und berichtet: „daß sie alle sieben Jahre einen Fremden ergreifen, ihn in ihren Tempel führen und opfern, indem sie sein Fleisch in kleine Stücke schneiden“ (Bekker, Anecdota graeca, I, 381). Der Jude Flavius Josephus („Contra Apionem“ 2, 7) beklagt sich dann: „Apion will behaupten, daß Antiochus Epiphanes im Tempel von Jerusalem ein Bett fand, auf dem ein Mensch lag. Vor diesem war eine Tafel mit Speisen.“ Dieser Mensch erzählte dem Antiochus, „daß die Juden sich eines griechischen Wandermannes bemächtigen, ihn ein Jahr wäfen, endlich ihn nach dieser Zeit in einen Wals führen, wo sie ihn opfern; sein Körper wurde nach vorgeschriebenen Riten geopfert und die Juden, die seine Eingeweide aßen, schworen, indem sie diesen Griechen opferten, Feinde der Griechen zu bleiben; endlich warfen sie die Reste ihres Opfers in einen Graben.“ Gaunerische Hüge wurden von den Juden schon der frühen Zeit gelobt; Josephus (über das Alter des jüdischen Volkes, 18, 3) erzählt uns mit Freude, wie in Rom einst drei Juden sich bemühten, eine reiche römische Matrone Fulvia zum Judentum zu bekehren und ihr Geld für den Tempel in Jerusalem abschnorrten; sie bezielten das Geld übrigens für sich. Die Frau erzählte den Fall ihrem Manne, dieser trug ihn dem Kaiser Tiberius vor, der daraufhin die Juden aus Rom ausgewiesen habe. „Wenn man alle Juden wegen dieses Schwinds auswieis, so wurde das Volk sicher nicht zum ersten Mal von den Juden begangen“, sagt der französische Gelehrte Jean Juster („Les Juifs dans l'Empire Romain“, Paris 1914 Bb. 2, S. 210).

Die Literatur der Kirchenväter ist voll von Berichten über den jüdischen Taufschwundel. Einen ganz besonders üblen Fall hören wir noch aus dem frühen Frankenreiche, wo im Jahre 508 ein Jude mit dem schönen germanischen Namen Sigerich im frankenlande auftaucht; der hl. Germanus befiehlt ihn auch noch zum Überflus und bereichert um seine Schanlagens das französische Volk (Venantius Fortunatus; Vita S. Germani c. 26, Mon. Germ. hist. auct. ant. 4, 2, 24). Barbarische Grausamkeit kennzeichnete die Judenaufstände. Von der Erhebung in Byrene unter Trajan erzählt Dio Cassius (68, 32, 1—2): „Sie verschlangen das Fleisch ihrer Schlachtopfer (der Griechen), umgürteten sich mit ihren Eingeweiden, beschmierten sich mit ihrem Blut und klebten sich in ihre Haut; viele zerfügten sie mitten durch den Körper. Andere liefereten sie wilden Tieren aus oder zwangen sie, Gladiatorenkämpfe zu liefern. . .“ Der Ruf der Juden war so föhl, daß die römischen Kaiser Vespasianus und Titus von dem sonst üblichen Brauch abhoben, sich mit den Namen der Besiegten zu schmücken und ausdrücklich den Namen „Subalcius“ abzuleiten; Dio Cassius (6, 7, 2) sagt uns, „weil sie nicht wollten, daß man annehmen könne, sie hätten die jüdischen Bräuche angenom-

men“. So verachtet war der Name der Juden! Drei von der Bibel selbständige Schriftsteller, die uns der Jude Flavius Josephus, bestig gegen sie polemisierend, in seiner Schrift „über das Alter des jüdischen Volkes“ (Bibliothek griechischer und römischer Schriftsteller über Judentum und Juden, Leipzig 1865, S. 133) erhalten hat, stimmen darin überein, daß kriminelle Elemente die Grundlage des Judentums gebildet hätten. Der Ägypter Manetho, die erste dieser Quellen, berichtet, ein König Amenophis habe die „Ausfängigen und Besleckten“ auf eine Götteranweisung in die Steinbrüche in der Provinz Äthiopien zum Til eingeschlossen, damit sie dort arbeiteten, wie die anderen dazu bestimmten Ägypter; der König habe dann ihnen die Stadt Auaris angewiesen, die „früher nach einer Götterüberlieferung Typhonius hieß“. Man muß hierbei festhalten, daß Typhon die griechische Entsprechung für den ägyptischen Gott Seth, einen zerdrückenden Gott, war.) In dieser Stadt gaben sich die Besleckten einen Feldherrn, nämlich einen früheren Priester von Heliopolis, namens Ouarisib. „Er gab ihnen als erstes Gesetz, weder Götter zu verehren noch sich der in Ägypten vorzüglich als heilig verehrten Tiere irgendwie zu enthalten, sondern sie alle zu töten und zu verzehren; ferner mit niemand als mit Mitgliebrern der Verschöndung in Verbindung zu treten.“ Er trief dann früher vertriebene Hirtenstämme zurück und brach mit diesen zusammen in Ägypten ein und sie „behandelten die Menschen so frevelhaft, daß ihre Herrschaft allen, die damals ihre Schändlichkeiten mit anschauen, sehr übel erschien. Denn sie zündeten nicht allein Städte und Dörfer an und begünstigten sich nicht mit der Ausplünderung der Tempel und der Beschimpfung der Götterbilder, sondern gebrauchten jene selbst auch beständig zu Beutefür die heiligen Tiere und zwangen die Priester und Wabräger, diese zu töten und zu schlachten und warfen sie endlich nach hinaus. Der Priester, der ihnen die Verfassung und Gesetze festgesetzt hat, soll aus Heliopolis gewesen und Ouarisib, nach dem in Heliopolis verehrten Gott geheißen und sich Moses subennant haben.“ Der kürzere Bericht des Chairemon, ebenfalls eines Griechen aus Alexandria, schildert daß ausgetriebene Ausfängige und „Besleckte“, an deren Spitze die Schreiber Moses und Josephus getreten seien, Ägypten verwüdet hätten und erst später vertrieben werden konnten. Der dritte dieser Schriftsteller Lysimachos schildert den Auszug der Kinder Israel gleichfalls: „Unter dem ÄgypterHochchoris stob das Volk der Juden, das mit Ausruf, Kriegen und anderen Krankheiten behaftet war, in die Tempel und stebte um Lebensunterhalt.“ Der König fragte den Gott Ammon um Rat, und dieser „schrieb vor, die Tempel von den unheiligen und gottlosen Menschen zu reinigen, indem er sie aus den Tempeln an öde Orte vertriebe; die Brägingen und Ausfängigen aber sollte er ertränken, da ja die Sonne über das Leben solcher Menschen züente, und die Tempel sollte er neu weihen; so würde das Land Frucht tragen.“ Hochchoris tat danach und befohl „die Unreinen zu sammeln und sie den Soldaten zu übergeben, um sie in die Wüste zu treiben, die Ausfängigen aber sollten sie in bünne Kleiplätchen einbinden, damit sie im Meer untergingen. Nach Ertränkung der Ausfängigen und Brägingen sind die anderen an wüsten Orten zusammengetrieben und dem Tode ausgesetzt worden. Sie versammelten sich aber und berieten über ihre Lage. Als es Nacht geworden war, zündeten sie Feuer und Lampen an und sorgten für ihre Sicherheit, in der folgenden Nacht fasteten sie, um die Götter günstig für ihre Rettung zu stimmen. Am nächsten Tage rief ihnen ein gewisser Moses, sie möchten sich in Gemeinschaft vordringen, bis sie zu bewohnten Gegenden kämen; dabei forderte er sie auf, keinem Menschen Wohlwollen zu begen und nie etwas Gutes anzuraten, sondern nur das Schlimmere, der Götter Tempel und Altäre aber, auf die sie trafen, zu zerstören. Da die anderen dies billigten, führten sie ihren Entschluß aus und zogen durch die Wüste.

Nach vielen Beschwerden kamen sie in bewohntes Land, wo sie die Menschen mißhandelten, die Heiligthümer bekränzte und niederbrannten. So gelangten sie in das jetzt Judäa genannte Land. . . .“

L. Cornelius Tacitus (Historiae V) hat offenbar völlig selbständig von diesen Quellen ebenfalls von dem von Ulfprung aller anderen Völker abweichenden kriminellen Ulfprung der Juden gehört und sagt mit Bezugnahme auf Schriftsteller, die wir nicht mehr kennen, weil sie, wie so vieles der jüdischen literarischen des Altertums verschwunden sind: „Die meisten Geschichtsschreiber kommen dahin überein, daß bei einer entsetzlichen Seuche in Ägypten, von welcher die Leiber ausge schlagen waren, König Bokhoris das Hammone-Orakel befragt habe, und auf seine Bitte um ein Heilmittel angewiesen worden sei, das Reich zu reinigen und diese Art Menschen, als den Göttern verhasst, in andere Länder zu schaffen. Man habe also das Gesindel zusammengeführt, fortgebracht und in einer Wüste liegen gelassen. Dem hilflos verirrten Rest habe Moses, einer der Vertriebenen, angedeutet, sie möchten weiter auf Menschen- noch Götterbilder warten, da sie von beiden verlassen wären, sondern sich ihm, als einem himmlischen Führer, anvertrauen, weil er ihnen den ersten Beistand in ihrem gegenwärtigen Elend geleistet hätte. . . . Moses führte, um sich des Volkes für die Zukunft zu verschaffen, neue Gebräuche unter ihnen ein, wie sie bei keinem anderen Volk üblich waren. Bei ihnen ist alles unheilig, was bei uns heilig ist, so wie andererseits bei ihnen alles erlaubt ist, was bei uns verabscheut wird.“

Die jüdische Tradition selber unterstreicht das Unbestreitbare finden sich auch bei den Sagenformen anderer Völker, Jüde, die die bürgerliche Moral nicht billigt; die Gebräuche des Jenseits, so mythologisch sie sind, lassen sich gewiß nicht nach dem Gesichtspunkt allgemeiner Moralgelehrten billigen. Doch bleibt solchen Jüden immer ein gewisser Respekt oder so offenbar sagenhafter Charakter eigen, der ihn deutlich von den Erzvätergeschichten unterscheidet. Bei diesen Sagen handelt es sich um Jüde, die einfach primitiv kriminell sind. Abraham und Lot tragen beide recht zweifelhaft Jüde; Lots Beziehung zu seinen beiden Töchtern (1. Moses 19, 32—36) ist mindestens ebenso unappetitlich wie Abrahams Verpuppung seiner eigenen Frau (1. Moses 20, 2—16), worin man gewiß mit Passarge das ethnologische „Fulbemet“ sehen kann, was aber in Wirklichkeit eine unfaubere Kuppel ist, die dadurch nicht besser wird, daß Isaac sie mindestens verurteilt (1. Moses 26, 6—11). Jakob, Isaacs Sohn, ist deutlich als Verursacher krimineller Geschäfte. Durch Sachwörter bringt er seinen Bruder Esau um die Erstgeburt (1. Moses 25, 27—33), an seinem Dienstherren Laban verliert er dann strafrechtlich ein Unterte (1. Moses 30, 27—43); seine Frau Rachel stiehlt dem Vater die Hausgötter, und er fungiert als Fehler, Jehowah als Beihelfer (1. Moses 31, 19—37). Das Gaunertum, das er bei der Hausführung an den Tag legt, mutet völlig modern an. Er und seine Söhne betätigen sich dann (1. Moses 34) als Mordbrenner in Sichem, dem väterlichen Segen erwidert er schon vorher durch Betrug (1. Moses 27, 1—27). Joseph, nach Ägypten verkauft, versucht Raufschanden (1. Moses 39), verlegt sich im Gefängnis auf Wahrsagewindel (1. Moses 40), als hoher ägyptischer Beamter verliert er beamtenrechtliche Unterte, indem er in Kenntnis seiner Brüder ihnen nicht nur das Geld (ägyptisches Schängeld), was sie für den Einkauf von Bohnen bezahlt hatten, wieder zufließt (1. Moses 42, 25—28), sondern sie auch noch instruierte, wie sie den Pharao belügen sollten (1. Moses 46, 34). Die Ausnutzung der Teuerung in Ägypten zeigt ihn als typischen Hofjüden gefährlichster Art.

Das Bild Jehowahs ist kaum anders, ja es ist das unheimlichste. Es ist der saturnische Gott, der Gott der Finsternis, des Schreckens und des Grauens, der das Tageslicht fürchtet (1. Moses 32, 37), der Schreckliche, el Schabbai (von schaddai = Schaden, vermeiden), sein Geistes ist der Saturn, das „sidus triste“, dem der Sabbat geweiht ist, das Geistes der Ferkörung. Er verlangt Blut als Opfer; daher muß, was ihm gebannt ist (cherm), geschlachtet werden, wie Samuel den König Agag schlachtet (1. Samuelis 15, 3, 1. Könige 20, 13). Das lebt im Talmud fort (Jalkut Schimoni fol. 245, col. 3): „Wer das Blut eines Gottlosen vergießt, der tut dasselbe, als wenn er ein Opfer brächte.“ Alle Nichtjuden sind ihm zuerst geweiht; so schlachtet auch Elias die Baalpriester. Vor allem verlangt Jehowah Kinderopfer (Leviticus 36, 13: „Du daß Menschen gefressen und dein Volk findelos gemacht“). Das Passahfest ist das alte Opferfest, an dem die Kinder dem Jehowah geopfert wurden. Die Opfer werden vor allem am Sabbat, dem heiligen Saturnstag, dargebracht (Gesefte 16, 21; 23, 39; Jeremias 7, 31; 19, 5; 3. Moses 18, 21; 5. Moses 18, 10; 2. Könige 16, 3; 5. Moses 12, 31). Jehowah schreit nach Blut — er ist ein „streffend Feuer“ (2. Moses 24, 17). Das sogenannte Lammopfer am Passah ist eine vorstehende Vergebung ursprünglichen Menschenopfers; nur so erklärt sich der Zwang für Männer, mindestens einen Bissen davon zu essen, die Zugabe der bitteren Kräuter, um den Ekel herabzumühen, das ungeäuerte Brot, da statt des Sauerteigs Blut genommen wurde — und wohl noch heute wird, denn das ist der Hintergrund der Ritualmorde (siehe die ausgezeichnete, zu Unrecht vergessene Arbeit von Friedrich Wilhelm Schillany, übrigens dem berühmten Martin Behaim-Forscher: „Die Menschenopfer der alten Hebräer, eine geschichtliche Untersuchung“, Tübingen 1843). Alle diese Züge kennzeichnen Jehowah als Satan und erklären zugleich die schon im Altertum behaupteten Ritualmorde. Ein aus Afrikanern und Verbrechern hervorgegangener Stamm, zusammengehalten durch den Dienst des el Schabbai, im heutigen Arabisch Schaitan, bei uns Satan, stets aufs neue verbunden durch das Mysterium des rituellen Blutmordes, sind die Juden in Wahrheit „des Teufels“. Im Orient ist diese Bevölkerung auch nie durch eine falsche Emanzipation abgehoben. Noch heute wird jeder fremde Mohammedaner, wenn er einen Juden sieht, seine Hand mit der Abwehrbewegung gegen den bösen Blick ausstrecken und dazu sprechen: „A'udu billah min esch-scheitan er-radschim“, „Zu Gott nehme ich meine Zuflucht vor dem Anblick des gestimmten Satan!“ Für die Mohammedaner sind noch heute die Juden, und gerade für die ersten und wirklich frommen Moslemein, „ahab esch-scheitan“, „Aenechte des Satans“, denen der Moslem als „abd Allah“, als „Aenecht Gottes“ entgentritt. Dort ist die Erkenntnis, daß es sich bei den Juden nicht nur um eine asoziale Gruppe — wie es deren viele gibt, etwa Zigeunerklämme —, sondern um dem Satan verführter Diener der finsternis handelt, noch in der Wurzel vorhanden. Dort hat eben keine Liberalisierung die lebendige Volkstradition auslösen können, zu der Mohammed rasch zurückkehrte, als er erkannte, wie vergeblich seine Bemühungen, die Juden zu bekehren, waren.

Anschrift des Verf.: Schloß Weissenburg/Saale über
Kuboldstadt.

**DER KAMPF FORDERT VOM SOL-
DATEN DEN GRÖSSTEN EINSATZ.
VON DER HEIMAT ABER DIE
GRÖSSTE OPFERBEREITSCHAFT.**

Verantwortlich für den Inhalt: SS-Standartenführer Prof. Dr. R. K. Schulz, Chef des Referats im Rasse- und Sieblungshauptamt, SS, Berlin-Lichterfelde-
Weg, Babelsberg, 13. — Beauftragte Anzeigenerstattung: Waltheil & Co., Anzeigengesellschaft, München 41, Leopoldstr. 4 und Berlin-Charlottenburg —
Verantwortlich für den Anzeigentel: Johann Wagner, München. — Verlag: J. F. Lehmann, München-Berlin. — F. L. 7. —
Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freilings-München. — Printed in Germany.